

Linda Newbery
Der Tag, an dem Rose verschwand

Linda Newbery

Der Tag,
an dem Rose verschwand

Roman

Aus dem Englischen
von Anke und Eberhard Kreutzer

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Quarter Past Two on a Wednesday Afternoon« bei Transworld Publishers,
London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *EOS* liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

I. Auflage

© der Originalausgabe 2014 by Linda Newbery
© der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Das Zitat auf Seite 118 stammt aus William Golding, *Herr der Fliegen*.
© William Golding 1954. Aus dem Englischen von Hermann Stiehl.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1956.
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0497-7

www.blanvalet-verlag.de

*Linda Sargent gewidmet – Schriftstellerin,
Freundin, Ratgeberin –, mit ihrer unvergleichlichen Gabe,
Meerglas den richtigen Schliff zu geben. Danke!*

AUGUST 1990

Es war jener Tag, an dem alles endete und etwas Neues unaufhaltsam seinen Lauf nahm. Von da an zuckten wir zusammen, wenn das Telefon klingelte, und wenn jemand an der Haustür klopfte, hielt das ganze Haus den Atem an.

Auf Drängen zunächst ihrer Eltern und später der Polizei ging Anna die Ereignisse jenes denkwürdigen Tages immer und immer wieder durch. Aus Sorge, irgendein Detail zu übersehen, führte sie sich die Stunden des Vormittags bis zum Verschwinden von Rose so oft und so minutiös vor Augen, dass sie irgendwann nicht mehr mit Gewissheit sagen konnte, ob die Bilder in ihrem Kopf der Wirklichkeit entsprachen oder ob sich nicht längst mehr nur das, woran sie sich zu erinnern glaubte, in ihr Gedächtnis eingebrannt hatte.

Für Anna hatte alles an einem gewöhnlichen Mittwoch in den Sommerferien begonnen. Nachdem Mum und Dad zur Arbeit gefahren waren, hielten sich die Mädchen die meiste Zeit des Vormittags in Roses Zimmer auf. Rose zeichnete und hörte Radio, Anna hatte es sich mit einem Buch auf dem Bett bequem gemacht. Der Frühnebel war aufgeklart, draußen schien die Sonne, und so holte Rose nach einem Sandwich zum Mittagessen die Gartenliege aus der Garage, stellte sie unter den Pfirsichbaum und setzte sich auf die Kante, um sich die Zehennägel zu lackieren, bevor sie nach ihrem Buch griff und in eine andere Welt abtauchte. Da Anna es an einem so prächtigen Tag viel zu langweilig fand,

zu Hause zu bleiben, beschloss sie, einen Einkaufsbummel zu machen.

»Bis nachher«, rief sie ihrer Schwester von der Gartentür aus zu, und Rose, längst in ihre Lektüre vertieft, murmelte irgendetwas vor sich hin. Was genau hatte sie gesagt? In den Tagen darauf kniff Anna verzweifelt die Augen zusammen, wann immer sie in sich hineinhorchte und vergeblich auf ein Echo dieser letzten Worte hoffte. Auf keinen Fall hatte Rose erwähnt, dass sie selbst noch weggehen oder sich mit jemandem treffen wollte. Alles deutete darauf hin, dass sie für den Rest des Nachmittags im Halbschatten unter dem Baum in der Abgeschlossenheit des Gartens lesen oder schlafen würde.

»Ungefähr Viertel nach zwei«, antwortete Anna auf die Frage, wann sie Rose das letzte Mal gesehen hatte, denn in ihrem Zimmer war immer noch das Radio gelaufen, und auf dem Weg nach oben hatte sie das doppelte Piepen des Zeitzeichens gehört. Als sie zwei Stunden später zurückkam und die Tür aufsperrte, wunderte sie sich ein wenig, dass niemand da war, auch nicht im Garten.

Im Traum kam sie manchmal heim und fand alles so vor wie immer – ein ganz gewöhnlicher Wochentag: Rose lag noch im Garten oder kam kurz nach ihr heim, mit den Gedanken wie immer woanders, bei ihrer Frage, wo sie denn gewesen sei, leicht gereizt, aber sie war *da*.

Nichts deutete auf einen Einbruch hin; dazu wurde Anna von der Polizei eingehend befragt. Es gab auch keine Anzeichen, dass jemand zu Besuch gekommen wäre. Unter dem Baum stand noch die blaue Gartenliege, daneben war ein Glas auf dem Rasen umgekippt. Anna goss sich etwas Kaltes zu trinken ein und lieh sich Roses dunkelroten Nagellack für die eigenen Zehennägel aus, was ihr Mum verboten hatte, weil sie noch zu jung dafür sei und ihre Füße lieber in Socken und Schuhen verstecken solle. Kurz nach fünf kehrte Mum von der Arbeit zurück und fragte sie, wo Rose sei; es wurde

sechs, dann sieben, und Dad kam heim. Um halb neun rief Mum bei Roses Freundin Christina an. Nein, Christina und Rose hatten sich an diesem Tag nicht getroffen, und Christina hatte auch keine Ahnung, wo sie stecken könnte. Christa war erst am Abend zuvor aus den Ferien gekommen. Morgen würden die Abiturnoten bekannt gegeben werden, und die Freundinnen hatten sich verabredet, in der Schule gemeinsam ihre Briefe zu öffnen, die Noten zu vergleichen und anschließend in die Stadt zu fahren, um zu feiern oder abzuhängen.

Anna konnte nicht nachvollziehen, wieso Mum sich so aufregte, schließlich war es noch nicht besonders spät. Dad redete ihr gut zu – kein Grund zur Sorge, sicher stünde Rose jeden Moment vor der Tür. Vermutlich war sie jemandem über den Weg gelaufen, den sie kannte, oder sie hatte sich mit Jamie getroffen, nachdem sie sich so lange nicht gesehen hatten. »Höchstwahrscheinlich«, sagte Dad, »steigert sie sich wegen der Abschlussnoten in etwas hinein. Oder habt ihr schon vergessen, wie sie sich bei ihrer mittleren Reife verrückt gemacht hat? Sie hat sich nun mal in den Kopf gesetzt, drei Einsen zu kriegen, gebe es Gott, dass sie die bekommt. Das Warten setzt ihr zu. Sie hat eine Freundin von der Schule getroffen und ist mit ihr nach Hause gegangen.«

»Dann hätte sie angerufen«, entgegnete Mum, ihre stereotype Antwort auf all seine Vermutungen. »Sie würde nicht wegbleiben, ohne uns Bescheid zu geben.«

»Sie ist achtzehn, Schatz, alt genug, um auf sich aufzupassen. Lass uns nicht jedes Mal so ein Drama machen, wenn sie abends länger wegbleibt. Früher oder später kommt sie heim, da kannst du Gift drauf nehmen.« In regelmäßigen Abständen wiederholte Dad diese Worte wie eine Beschwörungsformel.

Nachdem ihre Eltern sie zu Bett geschickt hatten, wartete Anna mit verschränkten Armen am offenen Fenster und

starrte in den Garten hinaus. Inzwischen setzte die Dämmerung ein, die Sträucher standen in vollem Laub, es hatte angefangen zu regnen – ein leichter, wohltuender Nieselregen. Er hörte sich wie ein leises Rascheln an und roch nach nasser Erde. Die Sommerferien waren fast zur Hälfte vergangen. Waren ihr die sechs Wochen anfangs noch endlos vorgekommen, wurde es inzwischen abends schon ein wenig früher dunkel. Es erschien ihr nicht fair, dass der längste Tag des Jahres in den Juni fiel, lange vor Beginn der Ferien. Nach der »Jahreswende«, wie Dad es nannte, wurden die Tage schnell wieder kürzer, eine ständige Erinnerung an den Beginn des neuen Schuljahrs im September.

Im Bett stopfte Anna sich Kissen in den Rücken und las *Forever*, einen Roman aus der Leihbücherei, musste jedoch ständig an den Ärger und die Standpauke denken, die Rose erwartete, wenn sie endlich nach Hause käme. Schließlich knipste sie das Licht aus. So konnte sie die Zeit verkürzen, bis ihre Schwester wieder da war. Morgen früh würde sie aufwachen, Rose würde längst in ihrem Zimmer sein und schlafen, und die ganze Aufregung wäre vergessen.

Doch stattdessen erwachte sie von Mums Stimme in der Eingangsdiele. »Sandra Taverner, die Mutter von Rose. Bitte entschuldigen Sie, dass ich um diese Zeit störe, aber Rose ist noch nicht zurück, und wir machen uns allmählich Sorgen ... Sie ist nicht bei Jamie? ... Nein, nein. Ja, ich weiß, ich dachte nur, vielleicht ...«

Und es war dunkel, nicht der nächste Morgen, sondern kurz vor Mitternacht. Anna schlich durch den Flur zur Treppe. Ihre Mutter stand noch mit dem Hörer in der Hand da, dann legte sie auf und ging ins Wohnzimmer zurück. Bestimmt kam Rose bis spätestens Punkt zwölf, sonst konnte sie was erleben. So wartete Anna und starrte zuversichtlich auf die Haustür und dann auf ihre Armbanduhr, auf der in diesem Moment der große Zeiger auf den kleinen Zeiger sprang.

Mitternacht. Jetzt war es morgen und Rose seit gestern fort, jetzt wurde es ernst.

Sie huschte halb die Treppe hinunter.

»Ich rufe die Polizei«, sagte ihre Mutter.

»Sollten wir nicht ...«

»Nein! Nein! Ich kann nicht länger warten!« Die Stimme ihrer Mutter ging in ein Schluchzen über. Sie hielt sich beide Hände vor den Mund und rannte zum Telefentisch in der Diele. Als sie Anna sah, blieb sie abrupt stehen. Dad kam hinterher, legte ihr den Arm um die Schulter und führte sie ins Wohnzimmer zurück. Er hatte nicht gesehen, wie Anna zitternd im Pyjama auf den Stufen kauerte.

Sie hörte, wie er beschwichtigend auf Mum einredete, bis ihr leises Schluchzen verebbte. Als Dad in den Flur kam, holte er tief Luft, griff nach dem Hörer, zögerte einen Moment und nahm schließlich ab. Er wollte bei der Polizei anrufen, schätzte Anna, und obwohl sie das Ganze aufregend fand, hätte sie am liebsten geschrien: Nein, nicht! Denn wenn er diesen Anruf machte, konnte sich niemand mehr einreden, alles sei normal. Dann wäre alles anders.

»Ich möchte ein junges Mädchen vermisst melden«, sagte Dad. »Richtig. Meine Tochter.«

I

Sie denkt an ihren Garten.

Bald werden die ersten Schneeglöckchen blühen. Vielleicht sitzen die Knospen schon dicht unter der Oberfläche, um jeden Moment aus der gefrorenen Erde hervorzubrechen. Jedes Jahr breiten sie sich wie Wellenkräusel weiter aus. Sie hat die Pflanzen auf dem Rasen vermehrt, indem sie die winzigen Zwiebeln mit der Handschaufel ausgegraben und geteilt hat – letztes Jahr, das Jahr davor und noch ein Jahr davor. In zwei, drei Wochen wird sie den Lohn für ihre Arbeit erhalten: Rings um den Pfirsichbaum wird sich ein strahlend weißer Kreis auf dem Gras bilden, als hätte der Baum viel zu früh seine Blüten abgeworfen. Kurz danach werden die Christrosen und die ersten Narzissen blühen. Dann wird wie jedes Jahr der Frühling ausbrechen, alles blüht auf einmal, sodass man kaum noch mitkommt.

Jetzt, in der Ruhezeit nach Weihnachten, herrscht frostiger Stillstand, bis zu dem Tag, den sie bald auf dem Kalender anstreichen werden. Das Ende. Der Anfang. An jenem Tag, dessen Datum noch nicht feststeht, werden sie und Don aus dem Haus treten, die Schlüssel übergeben und nie mehr wiederkommen. Vor gar nicht allzu langer Zeit wäre ein solcher Schritt undenkbar gewesen, doch inzwischen erscheint es ihr leicht. Ganz nüchtern kann sie der Tatsache ins Auge sehen, dass sie zum letzten Mal hier Weihnachten verbracht haben. Sie wird hier keinen Sommer mehr erleben. Die Christrosen und die ersten Narzissen wird sie natürlich noch sehen, doch wenn ihre Rosen blühen, Cécile Brunner, Veilchenblau, The

Pilgrim – sie liebt die Namen so sehr wie die Rosen selbst –, gehört das Haus bereits den Baverstocks. »Es ist das Beste für das Haus«, sagte Don, nachdem er den Makler angerufen hatte, um das Angebot anzunehmen. »Nach so langer Zeit.«

Ja, das Haus hat jahrelang ausgeharrt, zu lange haben in den leeren Zimmern Kinderstimmen nachgehallt. Endlich wird es wieder ein Zuhause für eine Familie sein.

»Es wird dir Spaß machen, einen neuen Garten anzulegen, und du kannst ein paar von deinen Lieblingsblumen mitnehmen«, hatte Anna ihr gut zugeredet. »Du kannst sie teilen oder ganz ausgraben.«

Doch damit hätte sie vor zwei, drei Monaten anfangen müssen, im Herbst, sie hätte Ableger und geteilte Pflanzen im Gewächshaus eintopfen müssen. Jetzt ist der Boden gefroren, da ist nichts mehr zu machen. Außerdem hat sie ihren Stolz; sie wird nichts mitnehmen und bewahren. Sie wird gehen und ohne einen Blick zurück all ihre Schätze hinter sich lassen. Ein klarer Schnitt. Darum geht es ja gerade!

Bei ihrer Erst- und Zweitbesichtigung kamen die Baverstocks noch in Begleitung des Maklers, doch nachdem der Kaufpreis akzeptiert und der Vertrag in Arbeit war, erschienen sie bei ihrem dritten Besuch allein, um für Gardinen und Möbel Maß zu nehmen. Don unterhielt sich mit ihnen, während sie selbst mit freundlichem Lächeln zuhörte, Tee machte und schwieg.

»Wir haben uns so viele Häuser angesehen, aber Ihres war wie für uns geschaffen. Das Entscheidende war der Garten.« Mrs. Baverstock war höchstwahrscheinlich im gleichen Alter wie Rose jetzt, ziemlich locker und selbstbewusst. »Perfekt für die Jungs.« Die Frau bekam offenbar immer, was sie wollte. Der Mann hatte ein Notizbuch dabei und zeigte unmissverständlich, dass er vorankommen wollte. Er sah sich im Zimmer um, als suche er nach Mängeln.

Drei Jungen, antworteten sie auf Dons Frage; acht, zehn

und fünf. Sie fragten nach Schulen, erkundigten sich aus Höflichkeit nach dem Haus in Cranbrook und den Gründen für den Umzug. Don erklärte, es sei Zeit für sie, in ein kleineres Haus zu ziehen.

Wenn es nach den Baverstocks geht, dachte sie, würden sie und Don lieber gestern als morgen hier verschwinden. Sie wollen einziehen, ihren Jungen das neue Heim präsentieren, Lärm und Leben in die Bude bringen. Sie würden Pflanzen ausreißen und eine Holzterrasse anbauen, eine Schaukel, einen Grill aufstellen.

»Das muss schwer für Sie sein. Sagen Sie doch Joanne zu mir«, hat die künftige Eigentümerin vorgeschlagen, »und Tim zu meinem Mann«; doch nachdem diese Leute beschlossen haben, in ihrem Haus zu leben, wird sie einen Teufel tun. »Ihre Kinder sind hier aufgewachsen, nicht wahr? Da hängen eine Menge Erinnerungen dran.«

Kinder. Natürlich hatten sie auch Roses Zimmer besichtigt. Sie waren hineinmarschiert und hatten laut über ein Hochbett für die beiden älteren Jungen nachgedacht.

Sie weiß, dass Don nicht lügen kann. Er nickte und warf ihr einen unbehaglichen Seitenblick zu, doch an diesem Punkt brach sie ihr Schweigen. »Eine Tochter, Anna. Sie wohnt in London.«

Und überhaupt, was gingen diese Leute ihre Kinder an?

»Söhne!«, sagte sie zu Don, als sie fort waren. »Das ist doch kein Haus für Jungen. Jungen in meinem Garten! Sie werden Fußball spielen, den Rasen zertreten, Blumenstängel knicken.«

»Lass gut sein, Liebling. Das ist nun mal nicht zu ändern. Und du hast dann längst deinen neuen Garten.«

Der Garten ist von jeher ihre Zuflucht, er gibt ihr Halt. In Gedanken ruht sie sich im gesprenkelten Licht unter dem Pflirsichbaum aus und blickt zu den üppigen Blüten der Veilchenblau-Rose hinüber: Tiefviolett, fast blau leuchten sie vor dem Zaun.

Und wenn sie will, wenn sie hinhorcht, kann sie die Stimmen der Mädchen hören. Eine ruft der anderen etwas von der Schaukel aus zu, oder Rose gibt Anna irgendwelche Anweisungen, was sie zu tun habe. Früher oder später kommen sie hungrig hereingestürmt und kramen in der Keksdose oder holen sich Schokoladeneis aus der Tiefkühltruhe, Anna mit schmutzigen Fingernägeln und zerzaustem Haar, Rose wie auf Besuch aus einer Fantasiewelt. Da sind sie und spielen in der grünen Geborgenheit ihrer Kinderwelt, in der es immer Sommer ist.

Anna strich die Schlafzimmerwände. Martin war den ganzen Tag bei Ruth, und so hatte sie beschlossen, es allein in Angriff zu nehmen und ihn zu überraschen, wenn er nach Hause kam. Kaum war er zur Tür hinaus, fuhr sie mit dem Bus zum Baumarkt, kehrte schwer beladen mit dem Taxi zurück, zog Jeans und ein altes T-Shirt an. Dann rückte sie die Möbel zusammen, deckte sie mit einer Plane ab und legte dick Zeitungspapier auf den Teppich. So vergingen Stunden. Im Wechsel von Radionachrichten und CDs, von einem Becher Kaffee nach dem anderen, den sie auf der Fensterbank kalt werden ließ, strich und rollte sie die Wände.

Sie und Martin hatten die Renovierungsarbeiten immer wieder verschoben, obwohl sie sich über die Farbe längst einig waren. Als sie sich nun endlich ans Werk machte, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass sie Spaß daran fand: den Pinsel und anschließend die Malerrolle in das kühle Grün zu tauchen, die überschüssige Farbe am Gitter abzustreifen und dann die sämige Flüssigkeit gleichmäßig auf der Wand zu verteilen, bis alle abgewetzten Stellen und Flecken unter einer makellosen Schicht verschwunden waren. Seit Jahren hatte sie nicht mehr gemalt. Farbe und Pinsel erinnerten sie an den Kunstunterricht in ihrer Schulzeit und am College, an eine ferne Vergangenheit, in der es noch möglich war, für eine

Weile an nichts anderes zu denken als an die Bilder, die vor ihr auf dem Papier oder der Leinwand Gestalt annahmen. Die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, lag in ferner Zukunft; sie war stolz darauf, stundenlang vor einem Malblock zu sitzen und ihrer Fantasie Ausdruck zu verleihen. Damals hatte sie keinen Zweifel gehegt, dass ihr eine Zukunft als Künstlerin winkte. Die Erinnerungen waren verblasst, doch es fühlte sich gut an, auf einem Hocker zu stehen und mit schmerzdem Nacken und Arm den Rand unter dem Stucksimis zu streichen. Sie stieg hinunter und bewunderte ihre Arbeit – eine ganze Wand strahlte frisch und makellos.

Martin hatte vorgeschlagen, ihr Bild über das Bett zu hängen, doch jetzt war sich Anna nicht mehr sicher. Zuerst hatte sie befürchtet, er würde das Bild als unreif abtun, doch zu ihrer Freude fand er es zu gut, um es im Schrank zu verstecken. Sie wusch sich die Hände und ging in das leere Zimmer nebenan, holte es hervor und legte es auf die alten Gardinen auf dem Bett.

Für die Ausstellung zum Schulabschluss hatte sie den Titel *Gestade* gewählt. In einem leichten, hochformatigen Rahmen zeigte es einen schmalen Küstenstreifen, an den am linken Rand das Meer an den Strand plätscherte. Eine im Vordergrund scharf gezeichnete Fußspur verlor sich bis zu der winzigen, nur vage zu erkennenden Figur, die allein am Wasser entlangging. Nur ihre Kunstlehrerin hatte verstanden, dass der Titel ironisch gemeint war und sie das Gegenteil empfand: nirgends Tritt zu fassen, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Das Gemälde stellte eine bis heute unbeantwortete Frage.

Anna betrachtete das Licht, das durch die Nebelschleier über dem Wasser drang, die hingeklecksten, verschwommenen Klippen am Horizont. Das ist von mir, dachte sie und fragte sich, ob sie immer noch so gut war. Vielleicht sollte sie sich einfach Zeit fürs Malen nehmen, einen Kurs besuchen, an Gelegenheiten fehlte es in ihrer Nähe nicht. Sie hatte ver-

gessen, was es ihr damals bedeutet hatte, als sie überall und ständig Block und Stifte mit sich geführt hatte. Sie legte den Kopf schief und blickte vom Bild zu der Stelle an der Wand, wo es am besten hängen würde. Aber wollte sie sich wirklich Rose ins Schlafzimmer holen? Sie über ihrem Bett thronen lassen, und sei es auch nur ihre Fantasiegestalt?

Sie musste es wohl doch im Schrank verstauen und Martin einfach sagen, es gefiele ihr nicht mehr; sie suchten sich besser zusammen etwas anderes aus, etwas Neues. Sie schob das Gemälde zurück in die Hülle aus Wellpappe, um es bei ihrem nächsten Besuch bei ihren Eltern mitzunehmen und es zu Hause in der Mappe mit ihren übrigen Arbeiten aufzuheben.

Zu Hause – schon wieder war es ihr passiert. Nicht hier war ihr Zuhause, sondern bei ihren Eltern. Das Haus, das bald jemand anderem gehören würde, war das einzige Zuhause, das sie kannte. Alles andere war höchstens eine Bleibe, und selbst nach einem Jahr hatte sie das Gefühl, als gehörte diese Wohnung immer noch Martin. Zu Hause war Sevenoaks, die ruhige Sackgasse, der schattige Garten, ihr altes Kinderzimmer. Nach dem Auszug wäre es für immer aus ihrem Leben gestrichen – ein Gedanke, den sie nicht wahrhaben wollte. Die Entscheidung ihrer Mutter, von dort wegzuziehen, hatte sie erstaunt, ja bestürzt. Geholfen hatte ihr nur, dass ihr Vater es für das Beste hielt, und so hatte sie sich nützlich gemacht, den Makler herausgesucht, den Kontakt hergestellt und ihre Eltern sogar bei einigen Besichtigungen begleitet. Bald würden die Möbelpacker kommen, und sie musste ihre Sachen sortieren, die in ihrem Zimmer und auf dem Speicher verstaut waren, um sie entweder hierherzuholen oder wegzuworfen. Vor allem aber warteten die Sachen von Rose. Jemand musste sie durchsehen und Entscheidungen treffen. Wer?

In einem Schrank des unbewohnten Zimmers im Haus ihrer Eltern – dem Zimmer von Rose – bewahrte Anna ihre Künstlermappe auf. Seit Martin sie einmal hatte sehen wol-

len, hatte sie ihre Bilder nicht mehr angerührt, doch zwischen den anderen Skizzen und Gemälden von damals befand sich auch das zweite Bild von Rose, das Aquarell, das sie nicht für die Ausstellung eingereicht hatte, weil es zu persönlich war. Sie hatte den Garten gemalt und den Pfirsichbaum, an dem, als sie und Rose klein waren, die Schaukel hing. Anna hatte Rose lesend unter dem Baum dargestellt: die nackten Beine ausgestreckt, die Zehennägel aufreizend dunkelrot lackiert. Das Nagellackfläschchen stand neben der Liege im Gras. Roses Gesicht und Haare waren von der Sonne gesprenkelt; sie hatte Kopf und Schultern dem Betrachter zugewandt und blickte ihm mit einem Ausdruck entgegen, in dem sich unverhohlene Selbstzufriedenheit mit dem Ärger über die unerwünschte Störung mischte.

Dieses Bild hatte Anna keinem Menschen außer ihrer Kunstlehrerin gezeigt. Als sie es jetzt deutlich vor sich sah, konnte sie nicht sagen, ob es das Aquarell oder ihre Erinnerung daran war. Sie hatte gehofft, so etwas wie Erleichterung zu empfinden, wenn das Haus endlich verkauft wäre, einen endgültigen Schlussstrich zu ziehen, wie man so sagte, wenn sie nie wieder im Garten, nie wieder in der drückenden Stille von Roses Zimmer stehen würde. Tatsächlich fühlte es sich an, als verlöre sie unwiderruflich ihre Kindheit als Schwester von Rose.

Entschlossen brachte sie das Strandgemälde zurück in das leere Zimmer und räumte es weg. Hätte sie nur der Versuchung widerstanden, es hervorzuholen; sie hätte es besser wissen müssen und nicht an diesen Dingen rühren sollen. Wieder betrachtete sie die Schlafzimmerwände, die inzwischen trockneten. Sie war froh, mit der Arbeit fertig zu werden, bevor Martin nach Hause kam. Sie hatte noch Zeit, die Plane und die Zeitungen, Pinsel, Dosen und Malerrollen aufzuräumen. Martin hasste Durcheinander.

Sie wusch im Spülbecken in der Küche ihre Utensilien aus

und merkte plötzlich, wie spät es war: schon fast acht. Sie blickte zum Fenster hinaus auf die Straße, auf die Markise über dem Juweliergeschäft und die erleuchteten Schaufenster des kantonesischen Restaurants gegenüber, als sie jemanden rufen hörte und kurz danach aus der Clerkenwell Road eine Sirene näher kam. Stimmen hallten durch die Kälte; Fußgänger eilten, die Gesichter in Schals und aufgeschlagene Revers gehüllt, den Bürgersteig entlang. Es war ein schneidend kalter Tag, ganz im eisernen Griff des Winters, einer jener Januartage, an denen die wenigen Stunden Tageslicht nur eine kurze Schonfrist vor Einbruch des nächsten Abends gewähren.

Sie hatte Hunger. Zeit, sich ums Essen zu kümmern. Morgen war Montag, Martin hatte einen Termin in Aylesbury und musste schon früh aus dem Haus. Sie nahm ein Fertiggericht aus dem Tiefkühlschrank – Bœuf Stroganoff, sein Lieblingsgericht – und schob es in den Ofen, bevor sie sich umzog, die Haare kämmte und ihr Handy überprüfte. Er hatte ihr weder auf die Mailbox gesprochen noch eine SMS geschrieben. Als sie anrief, meldete er sich nicht, was wohl hieß, dass er unterwegs war.

Anna überlegte, ob sie Ruth anrufen sollte, wählte jedoch stattdessen die Nummer ihrer Eltern. Ihre Mutter kam an den Apparat; sie klang beschwingt und zugleich ein wenig distanziert.

»Ja, alles bestens. Gestern waren unsere Käufer da, Mr. und Mrs. Baverstock. Um die vierzig, schätze ich mal, vielleicht Ende dreißig. Sie haben Kinder, Jungen.«

»Ach.« Das ging Anna alles zu schnell; erst die Entscheidung ihrer Mutter umzuziehen, und jetzt, gerade mal zwei Wochen nachdem ihre Eltern ein Angebot für ihr neues Domizil gemacht hatten, war der Verkauf in Sevenoaks unter Dach und Fach. *Und wie ist es dir bei ihrem Besuch ergangen?*, hätte sie am liebsten gefragt. *Wie fühlst du dich bei dem Gedanken, dass sie das Haus übernehmen?* Doch es lag etwas in der

Stimme ihrer Mutter, das ihr riet, sich solche Fragen zu verknäueln – eine Zuversicht und Entschlossenheit, die sie nicht dämpfen wollte.

»Was machst du gerade?«

»Ich hab das Schlafzimmer gestrichen«, sagte Anna. »Jetzt warte ich auf Martin.«

»Wieso? Wo ist er denn?«

»Er ist zu Ruth rübergefahren.«

Normalerweise hörte Anna immer eine Spur Abneigung in der Stimme ihrer Mutter heraus, wenn Ruths Name fiel. So sehr sie mit Martin und seinem wohltuenden Einfluss auf Anna einverstanden war, so wenig wollte sie von seinem früheren Leben wissen, seiner Ehe und den beiden Söhnen. Anna rechnete schon damit, dass sie das Thema wechseln würde, doch in der Leitung herrschte nur einen Moment lang Schweigen, bevor sie sagte: »Bei welcher Ruth? Sollte ich die kennen?«

Anna lief es kalt über den Rücken. Das war nicht der erste Aussetzer dieser Art.

»Natürlich, Mum. Ruth, Martins Exfrau. Er musste ihr bei irgendwelchen Finanzsachen helfen, den Konten ihrer Mutter oder etwas in der Art.«

»Ach so, die«, erwiderte ihre Mutter, als hätte Martin mehr als eine Frau gehabt. »Ihre Mutter ist gestorben.«

»Ja, richtig.« Anna war froh, dass sie ihr nicht weiter auf die Sprünge helfen musste.

»Natürlich erinnere ich mich. Es ist nur wegen des Hauses, ich habe zu viel um die Ohren.«

»Ich weiß, Mum, das ist ein gewaltiger Umbruch. Ich komme rüber und helfe euch beim Sortieren. Ein Anruf genügt, und ich bin da.«

»Dafür ist es ... noch zu früh«, sagte ihre Mutter, wieder in diesem geistesabwesenden Tonfall. »Daran können wir im Moment noch gar nicht denken.«

Als Martin nach einer weiteren Stunde immer noch nicht zurück war, gab Anna der Versuchung nach und rief bei Ruth an. War das ein Tabubruch? Falls es unausgesprochene Regeln gab, hatten andere sie aufgestellt.

Ruth meldete sich beim ersten Klingelzeichen. Ja, erklärte sie Anna, Martin sei eben losgefahren. Er habe nicht vorgehabt, so lange zu bleiben, doch sie hätten den bürokratischen Arbeitsaufwand unterschätzt.

»Ich kann auch mal rüberkommen, wenn du willst, und dir helfen«, erbot sich Anna, um sich nicht auf reinen Informationsaustausch zu beschränken. »Ich meine, wenn ich irgendwas ...«

»Danke, Anna. Das käme tatsächlich gelegen, in ein, zwei Wochen vielleicht.«

»Jederzeit. Alles in Ordnung bei dir?«

Blöde Frage.

»Ja«, kam die Antwort mit zitternder Stimme.

»Dann rufe ich nächste Woche noch mal an, okay?«, sagte Anna in der festen Absicht, an einem der Tage, an denen Martin nicht da war, tatsächlich hinzufahren.

Von Woodford aus war es vielleicht eine halbe Stunde, je nach Verkehr. Anna deckte den Tisch, stellte den Salat hin und machte für die Nacht die Betten im Gästezimmer.

Als er kam, schien Martin den Essensduft und den gedeckten Tisch nicht zu bemerken. Anna ging auf ihn zu, um ihn zu umarmen, doch er gab ihr nur flüchtig, fast gereizt, einen Kuss auf die Wange.

»Was hast du?«, fragte sie in schärferem Ton als beabsichtigt.

»Nichts. Ich bin einfach nur müde.«

»Komm, ich zeig dir was!«, sagte sie und zog ihn am Arm zur Schlafzimmertür. »Und? Gefällt's dir?« Triumphierend stand sie da und betrachtete die makellosen Wände. Wie ein kleines Kind wartete sie auf Martins Lob.

Er sah sich um. »Du hast nichts davon gesagt, dass du das

heute machen wolltest. Ich dachte, wir hätten uns auf Blau geeinigt?»

»Das hier ist die Farbe, die wir ausgesucht haben«, erklärte Anna. »Du hast sie Blau genannt. Wie auch immer. Blaugrün, Grünblau.« Letztes Wochenende hatte sie Probetuben gekauft, sie nebeneinander an der Wand nahe beim Fenster aufgetragen und zuletzt schwach mit Bleistift jeweils die Farbbezeichnungen dazugeschrieben.

»Nein, das war Blau. Das hier ist Grün. Eindeutig Grün.«

»Ich weiß, dass es Grün ist! Jackman's Grün. Du hast es ... ach, vergiss es.«

»Es ist schön«, räumte Martin ein. »Ich sag ja nicht, dass es mir nicht gefällt. Und du hast tolle Arbeit geleistet. Aber heute Nacht können wir hier drinnen nicht schlafen. Wird sicher ein, zwei Tage dauern, bis der Farbgeruch weg ist.«

»Ich weiß. Das Bett im Gästezimmer ist schon gemacht, und ich hab unsere Sachen rübergeschafft. Komm, lass uns essen.«

Martin trat einen Schritt zurück. »Ehrlich gesagt, bin ich satt. Ruth hat was gekocht.«

»Na toll.« Als sie ihm in die Küche folgte, war die ganze Vorfreude auf den Abend verflogen. »Wieso hast du mir nicht Bescheid gegeben? Und warum bist du so sauer? Gab's Schwierigkeiten mit Liam?«

»Ich bin nicht sauer«, sagte Martin und sah ihr zum ersten Mal ins Gesicht. »Mit Liam war alles bestens. Es ist nur alles ein bisschen mühsam.«

»Was?«

Er stieß einen Seufzer aus. »So viele Papiere zu sichten. Ich war davon ausgegangen, dass Ruth inzwischen etwas mehr Vorarbeit geleistet hätte.«

»Aber du hilfst ihr trotzdem, oder?«

»Ja, bei den finanziellen Angelegenheiten. Doch sie hat noch nichts wegen des Hauses unternommen, und es ist mitt-

lerweile ein Klotz am Bein. Wird allmählich Zeit, dass sie, na ja, nach vorne sieht. Darüber hinwegkommt.«

»Es ist keine Kleinigkeit, einen Elternteil zu verlieren«, sagte Anna, während sie sich an die Spüle lehnte. »Damit jetzt beide Eltern. Du hast das schließlich noch nicht erlebt.« Es klang wie ein Vorwurf. Dabei hatte sie es selbst auch noch nicht erlebt. Mit Verlust dagegen kannte sie sich aus, mit der Ratlosigkeit, der gähnenden Leere, die ein Mensch hinterlässt, wenn er plötzlich verschwindet.

Martin antwortete nicht. Vielmehr holte er sich ein Bier aus dem Kühlschrank und zuckte nur vielsagend die Achseln.

»Meinst du, sie versucht, die Situation auszunutzen?«, fragte Anna. »Um dich zu halten?«

»Nein.« Martin schüttelte ungeduldig den Kopf. »Das habe ich nicht gemeint.«

Aber vielleicht stimmte es trotzdem, dachte Anna, zumal sie wusste, dass Ruth nach dem Scheitern ihrer Ehe noch immer irgendwie an Martin hing. Ihre Freundin Bethan hatte einmal die Bemerkung fallengelassen, Ruth würde bald jemand anderen kennenlernen, und dann hätte Anna keinen Grund mehr zur Sorge. Dabei war Anna gar nicht besorgt; fasziniert traf es wohl eher, da Ruths Anhänglichkeit eine Art Gradmesser für Martins Anziehungskraft war.

Ihr gefiel es, wie er Ruth half, ohne viel Aufhebens darum zu machen – bei ihren Steuererklärungen zum Beispiel oder der Inzahlungnahme ihres Wagens. Ruth war ein Einzelkind; sie hatte den Vater vor einigen Jahren verloren, ihre chronisch kranke Mutter war monatelang immer wieder ins Krankenhaus und zuletzt ins Hospiz eingewiesen worden. Im Dezember rief sie schließlich an, um ihnen mitzuteilen, dass ihre Mutter gestorben sei.

Martin hatte sich in Annas Augen tadellos verhalten und für die nächsten beiden Tage sämtliche Termine gestrichen, um auf der Stelle hinüberzufahren. Er wusste, was zu tun war,

und nahm es Ruth ab: Er reichte die Sterbeurkunde ein und unterrichtete Freunde und Verwandte; zwei Wochen lang half er Ruth bei den Vorbereitungen zur Beerdigung, sah die Ersparnisse und Konten ihrer Mutter durch, traf Vorkehrungen für das Treffen mit dem Anwalt. Das Einzige, was Anna daran auszusetzen hatte, war ihr Gefühl, von allem ausgeschlossen zu sein. So oft sie sich erbot, mitzukommen oder Liam für einen Tag zu übernehmen, holte sie sich einen Korb. Martin wollte Anna nicht dabeihaben, nicht einmal bei der Beerdigung. »Wozu? Du hast Bridget nicht mal gekannt. Ruth wäre es nicht recht gewesen, wenn du gekommen wärest.« Er schien immer genau zu wissen, was Ruth wollte und was nicht. Auf Annas regelmäßige Fragen nach Ruths Befinden gab er die banalsten Antworten: »Sie kommt klar.« »Sie hält sich gut.« »Sie geht eins nach dem anderen an.« Als ob im Leben nicht immer eins nach dem anderen käme. In einer morbiden Faszination zog es Anna zu Ruth hin, so wie man langsamer fährt, um den Unfall auf der anderen Fahrbahn besser zu sehen. Ihre Nähe zum Tod hatte Ruth eine besondere Aura verliehen.

Martins Mitgefühl dagegen war offenbar überstrapaziert und hatte inzwischen sein Verfallsdatum erreicht.

»Sie bringt Liam durcheinander«, sagte er. »Schließlich kam Bridgets Tod nicht unerwartet – sie hatte fast ein Jahr, um sich seelisch darauf einzustellen.«

»Am Ende ist es trotzdem ein Schock. Auch wenn es zu erwarten war. Letztlich können wir nicht sagen, wie der Tod uns trifft.«

Martin rieb sich mit dem Handrücken die Augen. »Ich sage ja auch nur, dass sie sich zusammenreißen muss, Liam zuliebe.«

»Das ist doch keine Sache des guten Willens«, konterte Anna. »Und dass es Liam mitnimmt, ist auch nicht verwunderlich, schließlich hat er seine Großmutter verloren. Und Ruth steht jetzt ganz allein da, oder? Du könntest ein bisschen mehr Verständnis aufbringen.«

»Danke für deinen Rat, Anna.«

Wie viele Nuancen er hatte, wenn er ihren Namen aussprach! Manchmal, so wie jetzt, klang es missbilligend und von oben herab. Wenn sie seinen warmen Atem am Hals spürte, während er sie streichelte, war es eine Zärtlichkeit, eine Liebeserklärung, zumindest Ausdruck der Lust. Machte er dagegen dicht und sah sie so an wie jetzt, konnte man kaum glauben, dass sie jemals miteinander intim wären.

»Ich versuche nur, ein Gespräch mit dir zu führen.«

»Mich ins Unrecht zu setzen wohl eher. Seien wir doch ehrlich – egal ob ich zu Ruth fahre oder es lasse, bekommst du es in den falschen Hals.« Er trat an den Ausguss, um sein Glas auszuspülen, doch sie rückte nicht zur Seite. »Erst hast du dich beklagt, ich verbrächte zu viel Zeit mit ihr, und jetzt bin ich plötzlich herzlos. Wieso akzeptierst du nicht einfach, dass dich das nichts angeht?«

»Selbstverständlich geht es mich etwas an! Im Übrigen habe ich mich *nicht* beklagt, nicht ein einziges Mal ...«

»Nicht direkt, aber doch deutlich genug«, sagte Martin in rechthaberischem Ton, der sie so wütend machte, dass sie ihm am liebsten eine gelangt hätte. »Wolltest du nicht essen? Ich habe für morgen noch Papierkram zu erledigen.«

»Nur zu, lass dich nicht aufhalten«, rief ihm Anna hinterher, als er die Küche verließ. Eine Weile stand sie ratlos da, dann holte sie das braun verkrustete Bœuf Stroganoff aus dem Ofen. Obwohl ihr der Appetit vergangen war, nahm sie sich zum Trotz eine kleine Portion und setzte sich mit ihrem Teller an den Tisch. Mit dem Kloß im Hals konnte sie das Essen nur mühsam hinunterwürgen. Wenn sie es zugelassen hätte, wären ihr die Tränen gekommen, auch wenn sie nicht hätte sagen können, ob aus Anteilnahme für Ruth, aus Selbstmitleid und Frustration wegen Martin oder einfach nur, weil sie gereizt war.

In Wintermantel, Schal und Mütze lief Anna mit energischen Schritten die High Holborn entlang. Als sie in einem Schaufenster einen Blick auf eine Gestalt erhaschte, brauchte sie einen Moment, bis sie merkte, dass es ihr Spiegelbild war: eine große, schwarz gekleidete Frau mit nachdenklichem Gesicht. Betroffen starrte sie auf diese abweisende Doppelgängerin – war das tatsächlich sie? Diese andere Frau hatte die Macht an sich gerissen und ihr eigentliches Wesen bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Sie war auf dem Weg zum Lunch mit Bethan. Bis Weihnachten hatte das italienische Restaurant an milderen Tagen Tische und Stühle draußen unter der Markise im verschwenderischen Wärmeschwall von Heizpilzen aufgestellt, doch heute war es undenkbar, im Freien zu sitzen. Bethan wartete bereits an ihrem Stammtisch in einer Nische bei der Bar und winkte ihr zu. In einer gemusterten Tunika über einem langärmeligen T-Shirt war sie legerer gekleidet als Anna, die bei ihrem Anblick das Gesicht zu einem strahlenden Lächeln verzog.

»Keine Angst, du bist nicht spät dran. Ich bin ein bisschen früher gekommen, um noch was durchzulesen.« Bethan hatte einen Haufen Papiere vor sich auf dem Tisch liegen, die sie jetzt stapelte und in ihre Stofftasche steckte.

»Ich dachte, bei euch läuft heutzutage alles elektronisch?«, kommentierte Anna.

»Bei uns schon, aber bei diesem Autor nicht. Der hat nicht mal Internet, ist das zu fassen? Wir müssen ihn anru-

fen oder ihm Briefe schicken. Aber was er schreibt, ist ein Traum.«

»Verstehe. Und? Wie geht's dir so?« Anna nahm neben ihr auf der Bank mit den Kissen Platz. »Du siehst prächtig aus. Wie das blühende Leben.«

Bethan schien immer vor Gesundheit zu strotzen: etwas mollig, mit rosigen Wangen, in einem Outfit, das sie selbstironisch wohl ihrem Küchenmagd-Look zugeordnet hätte. »Ich bin endlich die Übelkeit los, und ich kann dir gar nicht sagen, wie gut das tut.«

»Und du hältst dich brav an die Regeln? Kein Alkohol, kein Kaffee, dafür Schwangerschafts-Yoga?«

»Was dachtest du denn!«

Im Eilverfahren nahm der Kellner, der darauf getrimmt war, die Gäste in der Mittagspause zügig abzufertigen, ihre Bestellung auf.

»Es wird ein Mädchen«, sagte Bethan und legte die gespreizte Hand auf den Bauch. »Ich weiß einfach, dass es ein Mädchen ist. Ich meine, mir ist beides recht. Aber Cliff wünscht sich ein Mädchen. Ich wollte dich übrigens um etwas bitten, Anna. Um einen riesigen Gefallen.«

»Ja? Was denn?«

»Ich – das heißt, wir würden uns riesig freuen, wenn du bereit wärst, Patentante zu werden. Was meinst du?«

»Patentante? Ich?« Anna ließ den Gedanken sacken. »Also, danke, Beth. Furchtbar gerne. Aber – was muss man da in der Kirche machen oder sagen? Ich glaube, ich könnte keine Versprechen abgeben, ohne mich wie eine Heuchlerin zu fühlen. Soll es denn kirchlich getauft werden?«

»Ich hab mir ein paar Webpages angesehen. Man kann eine feierliche Namensgebung ausrichten, egal wo und ganz nach eigenem Geschmack. Ist mir schon klar, was ich von dir verlange. Für genauere Pläne ist es auch noch ein bisschen zu früh. Cliff sagt, ich soll das Schicksal nicht herausfordern, für

den Fall, dass noch was schiefeht.« Bethan hob beide Hände und drückte fest die Daumen. »Na, jedenfalls verstehe ich unter Pate oder Patin eine Art Stütze, eine Lieblingstante. Gerne heidnisch, wenn dir das lieber ist.«

»In dem Fall liebend gern – aber meint ihr wirklich, dass ich, na ja, verlässlich genug bin?«

»Mittlerweile ja.« Bethan sah sie mit einem verschmitzten Grinsen an. »Es gab vielleicht Zeiten, wo ich das anders gesehen habe.«

»Danke. Sehr gerne. Ich hatte sowieso gehofft, eine Nenn-tante für dein Kind zu werden.«

»Wunderbar! Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll!« Bethan umarmte sie und zückte ihr Handy, um Cliff die Neuigkeit per SMS mitzuteilen. Inzwischen kam der Kellner und brachte ihnen ihre Pastagerichte und den Salat.

»Und, was treibst du so? Was macht die Arbeit? Wie geht's Martin?«, fragte Bethan und stürzte sich dann hungrig auf ihr Essen.

Anna zuckte die Achseln. »Alles im Lot, danke.«

»Wie sieht's eigentlich bei euch beiden mit Kindern aus? Schon mal drüber nachgedacht?«

»Du klingst wie meine Mum«, antwortete Anna – zu Unrecht, da ihre Mutter noch nie einen solchen Hinweis fallen gelassen hatte.

»Na ja, du bist dreiunddreißig. Da tickt die biologische Uhr.«

Anna zuckte jedes Mal zusammen, wenn ihr jemand bewusst machte, dass sie schon so alt war. Höchste Zeit, sich erwachsen zu fühlen, verantwortungsvoll zu sein, ihr Leben in den Griff zu bekommen.

»Martin hat ja schon die Jungen«, wich sie aus.

»Sicher, aber du?«

»Hab noch nicht ernsthaft drüber nachgedacht.«

Bethan verzog ungläubig das Gesicht. »Und das soll ich dir

abkaufen? Dir ist noch nie der Gedanke gekommen, ein Baby zu kriegen?»

»Ich will mich nur nicht drängen lassen, das ist alles.«

»Wer drängt dich denn?»

»Keiner. Einfach nur – na ja – so eine allgemeine Erwartungshaltung eben.« Anna schenkte Bethan Mineralwasser ein. »Wie bei dir«, fügte sie in unbekümmertem Ton hinzu. »Als ob es einfach das Naheliegende wäre.«

Bethan zuckte die Achseln. »War nur eine Frage. Und die Arbeit? Wie gefällt dir die neue Stelle?»

»Danke, gut. Ich hab was zu tun.«

»Klingt nicht gerade begeistert. Du hast doch nicht vor, den Job zu schmeißen?»

»Ich bin ja noch in der Probezeit. Ich kann nicht sagen, ob ich da Wurzeln schlagen will. Die Arbeit liegt mir schon. Ich hab gern mit Immobilien zu tun. Und es macht Spaß, Leute mit Häusern zusammenzubringen oder mir vorzustellen, was ich selbst tun würde, wenn Geld keine Rolle spielte. Es ist nur ... mir fehlt meine Unabhängigkeit.«

»Aber das kann man doch auch anders sehen«, antwortete Bethan. »Du hast einen reizenden Mann, eine hübsche Wohnung, und jetzt winkt auch noch eine gute Stelle. Wäre es nicht befriedigender, bei einer Sache zu bleiben, als wie ein Irrlicht herumzuwandern?»

»Beth! Jetzt mutierst du wirklich zu meiner Mutter!«

Beth ließ die Schultern hängen, als gäbe sie sich geschlagen. »Das sagt einem doch der gesunde Menschenverstand. Wo liegt das Problem? Niemand verlangt von dir, dass du ein Leben lang bleibst. Du hast deine Berufung noch nicht gefunden, das ist dein Problem.«

»Und wie viele Leute finden die wohl?«, konterte Anna. »Was ist denn deine Berufung? Das Ego aufdringlicher Autoren zu kitzeln?»

Bethan kicherte. »Die anstehende Babypause kommt mir

sehr gelegen, so viel steht fest. Und was hast du übers Wochenende gemacht?»

Anna erzählte von den Renovierungsarbeiten, Martins Besuch bei Ruth, seiner späten Heimkehr.

»Hmm.« Bethan runzelte die Stirn. »Du glaubst doch nicht, sie kommen wieder ...?«

»Nein! Völlig ausgeschlossen!«

»Aber du hast davon angefangen. Ich frag dich nach dem Wochenende, und das ist das Erste, was du erzählst.«

»Es ist nicht so, wie du denkst«, sagte Anna. »Ich mag Ruth. Wir könnten locker Freundinnen sein.«

Bethan sah sie mit einer Mischung aus Skepsis und Belustigung an.

»Wieso nicht?«, beharrte Anna. »Wenn Martin nicht zwischen uns stünde.«

»Klar doch. Sonst wärt ihr Busenfreundinnen.«

Der Kellner kam, um abzudecken. Bethan nahm keinen Kaffee, Anna sah auf die Uhr und bestellte einen Americano.

»Ehrlich gesagt, tut mir Martin leid«, erklärte Beth. »Er hat sicher Angst, ihr könntet eure Erfahrungen austauschen.«

»Typisch Mann, kann ich da nur sagen. Wenn er glaubt, sonst ginge uns der Gesprächsstoff aus.«

»Sie machte wirklich einen netten Eindruck«, sagte Bethan, die Ruth vor Kurzem auf der Party zu Martins vierzigstem Geburtstag kennengelernt hatte.

»Schwesternersatz, meinst du, läuft es darauf hinaus?«

»Ja, ich wollte es nur nicht sagen.«

Nein, niemand sprach es aus. Es gab so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz, wonach Roses Name nie erwähnt werden durfte. Anna war gegen ihre sonstige Gewohnheit kurz davor gewesen, dieses Tabu zu brechen.

Bethan legte den Kopf schief und sah sie eindringlich an.

»Du wirkst ein bisschen ...«

»Was?«

»Keine Ahnung. Unausgeglichen.«

Anna zwang sich zu einem Lächeln und versuchte, die Feierlaune wiederherzustellen. »Tut mir leid, weiß auch nicht, warum. Aber bestimmt nicht, weil ich mir ein Baby wünschen würde, und schon gar nicht, weil ich glaube, dass Martin mit Ruth schläft. Wie sind wir überhaupt darauf gekommen? Nein, ehrlich, Beth, ich werde von Herzen gerne Patin. Und du bringst mir noch bei, was ich für den Posten lernen muss, okay?«

»Wir müssen uns unbedingt bald wiedersehen und ein bisschen Zeit zum Reden finden.« Bethan blickte zur Wanduhr. »Ich mach mich mal besser wieder auf die Socken. Hab um halb drei einen Publicity-Termin.«

Anna kippte ihren Kaffee hinunter und rief eine Kellnerin heran, um zu bezahlen. Draußen auf dem Bürgersteig blieben sie und Bethan einen Moment stehen, um sich die Mäntel zuzuknöpfen und die Handschuhe anzuziehen.

»Ich schick dir eine SMS. Mach's gut«, sagte Bethan, als sie sich zum Abschied umarmten.

»Du auch! War schön, dich zu sehen, pass auf dich auf.«

Bethan machte sich zielstrebig Richtung Bloomsbury auf den Weg – eine kesse junge Frau mit Ballonmütze, lila Strumpfhose und hohen Stiefeln. Anna blickte ihr hinterher und wünschte sich Bethans Gabe, glücklich zu sein. Es sah so leicht aus, jedenfalls für alle, die den Bogen raushatten.

Als sie noch klein war, zeigte Rose Anna das Siebengestirn. Sie waren zur Gartentür hinausgegangen, und Anna war so kalt, dass ihr die Zähnen klapperten. Sie hätte es unterdrücken können, doch das Zittern machte es noch aufregender, im Dunkeln draußen zu sein. Bei Nacht verwandelte sich der Garten in einen unheimlichen, fremden Ort, selbst wenn es bloß ein paar Schritte ins Haus waren, wo Mum und Dad vor dem Fernseher saßen. Solange sie nur die Hand

ausstrecken musste, um die Hauswand zu berühren, war sie in Sicherheit.

Sie hatten sich hinausgeschlichen, um nach einem Igel zu suchen, der manchmal der Nase nach über den Rasen zu der Schüssel mit Katzenfutter hoppelte, die Rose ihm hingestellt hatte. Anna verschränkte die Arme und beugte sich vor, um in die Ecke voller Gestrüpp und Spinnweben neben dem Schuppen zu spähen. Sie suchte den tiefsten Schatten ab, als könnte er sich, wenn sie es nur mit aller Macht wollte, in einen Igel verwandeln und wie auf Rädern über den Rasen trudeln. Es war ein aufregender Gedanke, dass in ihrer unmittelbaren Nähe andere Geschöpfe lebten und nur auf den Einbruch der Nacht warteten, um aus ihren Verstecken zu kommen. Doch dann rief Rose, die den Igel plötzlich vergessen hatte: »Guck mal, die Sterne! Da ist der Große Wagen und da der Polarstern. Und das ist das Siebengestirn – wie viele Sternenschwestern kannst du erkennen?«

»Wo denn?« Anna riss den Kopf hoch, und ihre Augen stellten sich auf die Ferne ein. Die Sterne waren schwindelerregend, wieso hatte sie noch nie darauf geachtet?

Rose zeigte mit dem Finger in die Höhe. »Siehst du? Es ist wie ein Schleier. Guck in den höchsten Wipfel des Baums, dann geh noch ein bisschen höher, nach zwei Uhr auf dem Ziffernblatt. Hast du sie?«

Anna starrte hinauf und gab sich alle Mühe, damit Rose nicht die Geduld mit ihr verlor. Wenn man wusste, wonach man suchte, gab es Bären und Löwen und Himmelsjäger. Anna stellte sich vor, wie sie einander über den Nachthimmel jagten und dabei einen Sternenschweif wie Goldglitzer hinter sich herzogen. Wie bei aus Punkten zusammengesetzten Bildern suchte sie angestrengt nach Gesichtern, wallenden Gewändern und Haaren der Sternenschwestern. Doch während ihr Blick dem Finger von Rose folgte, sah sie nur Dunst, einen verwaschenen Fingerabdruck. Sie war enttäuscht.

»Hast du dir das bloß ausgedacht?«, fragte sie Rose. »Das mit den Sternenschwestern.«

»Nein! Es stimmt. Sie haben Namen – Dad hat sie mir gezeigt. Wir haben sie in einem Buch nachgeschlagen.«

Mir hat er sie nicht gezeigt, dachte Anna. Es gab ihr einen Stich. Sie stellte sich vor, wie Rose und Dad im Garten standen und sich die Sterne anschauten, Punkte zusammensetzen, Bilder ausmachten. Die Sieben Schwestern gehörten Rose und Dad. Sie wurde nur in ein Geheimnis eingeweiht, das die beiden schon vor ihr geteilt hatten.

»Ich kann sie nicht sehen«, sagte sie eingeschnappt.

»Du guckst nicht richtig hin«, erklärte ihr Rose. »Diese verwaschene Stelle da besteht aus Sternen. Wie viele siehst du?«

Anna starrte hinauf. Sie kniff die Augen zusammen, um in dem Lichtdunst einzelne Punkte zu zählen. »Sieben«, erklärte sie schließlich siegesbewusst.

Rose schüttelte den Kopf. »Es müssen viel mehr als sieben sein. Wenn du richtig scharfe Augen hättest, würdest du mehr erkennen. Allerdings nicht, wenn du genau hinschaust. Konzentrier dich auf eine Stelle seitlich davon und versuch's noch mal.«

Anna probierte es aus. Sie richtete den Blick links neben den Schleier, dann tat sie so, als sähe sie nicht hin und könnte einem Sternhaufen in mehreren tausend Lichtjahren Entfernung ein Schnippchen schlagen. Auf einmal erschienen die Sterne in ihrem Augenwinkel klar, doch sobald sie versuchte, sie auszutricksen, und sie für einen Moment wieder fokussierte, wurden sie verschwommen. So kam man ihnen offenbar nicht bei.

Komisch, dachte sie: Je angestregter du hinstarrst, desto weniger kannst du sie sehen.

Am Freitagabend rief Anna Ruth an.

»Ich dachte, ich komme vielleicht morgen mal vorbei, während Martin mit Liam weg ist?«

Jetzt, wo sie ihre Hilfe anbot, kam sie sich dabei dumm vor. Sie wappnete sich für eine höfliche Abfuhr, doch stattdessen sagte Ruth: »Das würdest du tun? Wenn du es ernst meinst, könnte ich tatsächlich drüben im Haus Hilfe gebrauchen. Ich meine, dem Haus meiner Mutter. Ich muss endlich anfangen, ihre Sachen zu sichten.«

»Ja, natürlich helfe ich dir dabei.«

Ruth klang erleichtert. »Gern tue ich es nicht, aber zu zweit fällt es mir sicher leichter. Ich weiß nur nicht, ob ich dir das zumuten kann.«

»Ich komme mit der U-Bahn«, erwiderte Anna. »Martin wird Liam dann ja irgendwann nach Hause bringen, nicht wahr? Dann kann ich mit ihm zurückfahren.«

»Gut – dann hole ich dich in Woodford ab. Ich setze Liam um halb elf in die Bahn – würde dir das passen?«

Als Anna Martin von der Verabredung erzählte und ihm klar wurde, dass er nichts mehr daran ändern konnte, zuckte er die Achseln.

»Das ist nett von dir, aber es wird wohl ziemlich trübsinnig werden.« Er war gerade heimgekommen und sichtete die Post.

»Glaube ich eigentlich nicht. Schließlich habe ich Ruths Mutter nicht gekannt.«

»Ich dachte, mit dem bevorstehenden Umzug deiner Eltern wäre dein Bedarf an Entrümpeln gedeckt.«

»Hm. Kann nicht schaden, mich schon mal warmzulaufen.«

»Das Haus dürfte einiges wert sein. Wahrscheinlich wird sie dir für deinen Rat dankbar sein. Sie kann es entweder renovieren und verkaufen oder gut vermieten. Das würde ich an ihrer Stelle tun – warten, bis die Preise steigen, und dann verkaufen. Wenn sie es eine Weile hält, kann der Wert nur steigen.«

»Ich glaube kaum, dass sie im Moment an Geld denkt«, sagte Anna in vorwurfsvollem Ton. »Es wird schwer für sie sein. Ist sie in dem Haus groß geworden?«

»Nein, ihre Eltern sind in dem Jahr, in dem wir geheiratet haben, eingezogen.«

Bis heute gab es Anna einen Stich, wenn Martin mit solcher Selbstverständlichkeit *wir* sagte, als sei es noch aktuell, dieses frühere *Wir* mit Ruth, gegen das Anna nicht ankam. Dabei erwähnte er seine Exfrau im Grunde nur, wenn es um praktische Belange in Bezug auf Liam ging. Abgesehen von der eher stereotypen Feststellung »Es hat nicht funktioniert«, hatte er Anna nie erzählt, woran seine Ehe gescheitert war.

Anna und Ruth sahen sich nur gelegentlich, wenn Liam abgeholt oder hergebracht wurde, doch in Martins Anwesenheit konnten sie nie über das Dreiecksverhältnis hinwegsehen. Ruth, ein wenig jünger als Martin, war nicht unattraktiv, eine agile, etwas angespannt wirkende Frau. Als sie im November – allein, kein neuer Lebenspartner in Sicht – zu Martins Geburtstagsparty erschien, hatte sie sich herausgeputzt, als wollte sie ihr scheues Wesen hinter einem schicken Kleid und Make-up verstecken, dabei hatten sie die ungewohnt hohen Stöckelschuhe nur zusätzlich verunsichert. Bis dahin hatte ihr Anna gemischte Gefühle entgegengebracht, doch inzwischen ging ihr dieser tapfere Auftritt irgendwie ans Herz. Da sie unter den Gästen kaum jemanden kannte, hatte Ruth linkisch mit ihrem Weinglas dagestanden und großes Interesse an den Bücherregalen vorgeschützt, bis ihr Anna zur Hilfe kam. Von

Martin wusste sie, dass Ruth ihre Stelle in einer Krankenhausaapotheke aufgeben hatte, um als Gärtnerin zu arbeiten, in seinen Augen ein beruflicher Rückschritt. Als sie nachbohrte, fand Anna Näheres über Ruths Tätigkeit in Gartenbau und -gestaltung heraus und erfuhr von verschiedenen Projekten, von denen Ruth begeistert sprach. Statt der erwarteten Vorbehalte schlugen ihr Dankbarkeit und Freundlichkeit entgegen.

Verglich sie sich mit Ruth, so konnte Anna nicht sagen, welchen Gewinn der Partnerwechsel Martin gebracht hatte. Bis jetzt hatte sie der Versuchung widerstanden nachzufragen, was genau zwischen ihm und Ruth nicht funktioniert hatte, da sie sich beklommen fragte, welches Licht seine gescheiterte Ehe auf ihre eigene Beziehung werfen könnte.

Am Samstag schien trotz frostiger Kälte die Sonne, eine Wohltat nach dem trüben Grau der letzten Woche. Als Anna aus der U-Bahn-Station in Woodford trat, bog Ruth mit ihrem schwarzen Fiesta gerade in eine Parklücke ein. Auf der Beifahrerseite stieg Liam aus, einen Chelsea-Schal locker um den Hals geschlungen. Wie jedes Mal bei seinem Anblick war Anna von seiner Ähnlichkeit mit Martin, besonders den braunen Augen und dem glatten dunklen Haar, irritiert. Martin wollte mit ihm zu einem Heimspiel gehen, und zum ersten Mal durfte er allein mit der U-Bahn nach London fahren.

»Hi.« Liam hob die Hand zu einem flüchtigen Gruß.

»Hallo, Liam, hallo Ruth.«

Ruth überraschte Anna mit einem Küsschen und einer herzlichen Umarmung, die sie prompt erwiderte. »Das ist wirklich unheimlich nett von dir«, sagte Ruth. »An einem Samstag hast du bestimmt Besseres zu tun.«

»Du brauchst nicht mitzukommen«, murmelte Liam, doch Ruth bestand darauf, ihn bis zur Schranke zu begleiten und sich zu vergewissern, dass er auf dem richtigen Bahnsteig lan-

dete. Martin, der ihn in Holborn abholen würde, fand Ruth gluckenhaft; doch als sie jetzt zusahen, wie der Junge auf der Überführung zu seinem Bahnsteig lief, während der Zug bereits einfuhr, konnte Anna Ruths Sorge nachvollziehen.

Sie kehrten zum Wagen zurück. Das elterliche Haus lag in einem Dorf nahe Epping; die Straßen waren von Bäumen gesäumt, und die Böschungen verschwanden unter einer dichten Decke Herbstlaub. Selbst mitten im Winter leuchtete der Blätterteppich im Licht der einfallenden Sonne kupferrot. In einer Mulde entdeckte Anna zwischen Ilexsträuchern und strohgelb verblichenen Gräsern einen glitzernden, überfrorenen Teich.

»Ist es nicht schön?«, fragte Ruth. »Ich versuche, mir den Blick dafür zu bewahren, obwohl ich fast täglich hier entlangkomme. Früher haben wir mit den Jungen ausgedehnte Spaziergänge in der Gegend gemacht.«

Da war es wieder, dieses Wir. Von Ruth hatte Anna es noch nie gehört, und so hing es eine Weile in der Luft.

An den Waldrand schloss sich ein Wiesengelände an, und von hier aus fuhr Ruth auf engen Sträßchen weiter, bis sie die M25 überquerten und nach ein paar Meilen einen Weiler mit wenigen Häusern und einem Briefkasten an der Straßenkreuzung erreichten. Hinter einer Hofeinfahrt erspähte Anna zwei Cottages. Sie stiegen aus. Von ferne drang das leise Rauschen von der Autobahn herüber. Aus den Baumwipfeln in der Nähe ertönte das Krächzen von Krähen und aus einer Zypresse der Flügelschlag einer Taube, die sich schwerfällig in die Luft erhob.

Während Ruth einen Moment mit dem Hausschlüssel vor der Tür stehen blieb, als zögerte sie hineinzugehen, warf Anna unwillkürlich den taxierenden Blick der Immobilienmaklerin auf das Haus. Ursprünglich sicher als Gehöft errichtet, waren die symmetrischen Gebäudehälften recht geräumig und solide, von der Straße zurückgesetzt, gebaut, mit einem

großzügigen Vorgarten und eigener Zufahrt. Um das Vordach schlangen sich braune Waldreben-Zweige, über und über mit flaumig weißen Fruchtständen bedeckt, die aussahen wie Altmännerbärte.

»*Clematis tangutica*«, sagte Ruth, als Anna die Hand ausstreckte, um sie zu berühren. »Blühen im September. Der Garten ist etwas verwildert. Anfangs habe ich Mum geholfen, doch irgendwann wurde alles zu viel. Ich hätte jemanden suchen sollen, der ein bisschen nach dem Rechten sieht, hab ich aber leider nicht.«

»Wahrscheinlich gibt es tausend Dinge gleichzeitig zu erledigen«, sagte Anna, die den Gedanken, einen Haushalt aufzulösen und die Spuren eines Lebens zu tilgen, erschreckend fand. Man musste die Persönlichkeit der letzten Bewohner förmlich ausmerzen, etwas, das auch ihren Eltern in Kürze bevorstand. Mit dem Haus würden sie Rose zurücklassen und sich nach so vielen Jahren eingestehen, dass sie niemals mehr zurückkommen würde.

Im Vergleich dazu war das hier ein Spaziergang. Zum Haus und der Einrichtung hatte sie, abgesehen davon, dass Martin unmittelbar nach Bridgets Tod mit Ruth hier gewesen war, keinerlei Bezug. Natürlich kannte er sich im Domizil seiner Schwiegermutter aus. Sie sah ihn förmlich vor sich, wie er in seiner umsichtigen, ruhigen Art die nötigen Unterlagen zusammensuchte, sich Notizen machte, Erledigungen von seiner Liste strich. In jenen ersten Tagen musste er auch für Ruth ein Trost gewesen sein. Dank seiner Hilfe hatte sie sich ihrer Trauer überlassen können. Anna stellte sich vor, wie Ruth sich an Martins Schulter lehnte, sodass ihn ihre feinen Haare im Gesicht kitzelten, und in seinen Armen schluchzte.

»Martin ist mir eine große Stütze gewesen«, sagte Ruth, als läse sie ihre Gedanken. »Ich hätte nicht gewusst, wo ich anfangen soll, aber er hat an alles gedacht.« Sie schloss auf und blickte betroffen auf einen Haufen Post auf dem Dielenboden.

»Schau sich das einer an. Größtenteils Werbung, aber ich muss mich um einen Nachsendeauftrag kümmern. Und noch etwas ist längst überfällig.« Sie zog einen dicken Brief aus dem Türschlitz.

Da sie der Eigentümerin nie begegnet war, fühlte sich Anna wie ein Eindringling, als sie in den Flur trat. Unter der Kälte, die ihr drinnen entgegenschlug, zuckte sie zusammen, als hätte der Tod der Bewohnerin das Haus in einen Kälteschlaf versetzt.

Ruth sammelte die Briefe und Kataloge auf und ging damit in die Küche; Anna bückte sich nach einem Brief, der ihr aus der Hand gefallen war, und folgte ihr. Eine Weile blieben sie schweigend stehen. Die große Küche war mit dunklen rustikalen Einbaumöbeln ausgestattet, die der Mode vor dreißig Jahren entsprachen. Eine Markise mit Rüschenbesatz war halb übers Fenster heruntergezogen. Fensterbänke, Arbeitsplatten, jede verfügbare Oberfläche war mit Porzellan, Töpfen und Gefäßen, Krügen mit Trockenblumen, uralten Kochbüchern vollgestellt. Krimskrams, dachte Anna, so viel Krimskrams. Was machen wir mit all dem Zeug? Als sie merkte, dass Ruth kurz vor dem Weinen war, überlegte sie krampfhaft, was sie sagen sollte; doch Ruth hatte sich schnell wieder gefasst.

»Ich dachte, wir fangen am besten oben an.« Damit warf sie die Post so entschlossen auf die Arbeitsplatte, dass Papier und Zellophan über die Fläche rutschten. »Aber erst mal prüfe ich den Ölstand und werfe die Heizung an, sonst holen wir uns noch eine Erkältung.«

Es gab nur zwei Schlafzimmer; das hintere gewährte einen Blick über den großen, ungepflegten Garten mit einem Vogelhäuschen und leeren Futtersäulen, an der Rückseite schimmerte eine Hecke im diesigen Licht. Eine abschüssige Wiese, an deren schattigen Rändern das Gras noch gefroren war, bildete mit den hohen Bäumen, die sich in weiten Abständen

darauf verteilten, eine Parklandschaft. Bridgets Zimmer an der Vorderseite, ein großer, quadratischer Raum mit einem Waschbecken in einer Ecke, war weniger feminin dekoriert, als Anna erwartet hätte; auch im Kleiderschrank überwogen Tweed und Cord, Steppwesten und zweckmäßige Röcke.

»Wir müssen systematisch vorgehen«, sagte Ruth. »Das meiste davon kommt in die Kleidersammlung, auch die Schuhe, die noch einigermaßen in Ordnung sind. Was man nicht mehr weggeben kann, packen wir separat in Abfallbeutel – die Sachen kommen in die Müllverwertung. Ich werde ein paar Schals und Schmuckstücke als Andenken für ihre Freundinnen raussuchen.«

Sie machten sich ans Werk. Ruth schaltete das Radio auf dem Nachttisch an. Sie sprachen nicht viel. Abgesehen von einem gelegentlichen »Was meinst du?« oder »Guck mal, den hat sie offenbar nie getragen« oder »Wo in aller Welt hat sie das wohl aufgetrieben?«, als Ruth ein Nichts von einem violetten Top mit Federn am Halsausschnitt zutage förderte, gingen sie schweigend ihrer Arbeit nach.

Anna trug die prall gefüllten Müllsäcke nach unten und verstaute sie auf dem Rücksitz in Ruths Wagen, damit sie später alles, was noch brauchbar war, zum Secondhandshop bringen konnte. Die Kleiderstange und die Schrankfächer waren bald leer – neutralisierter Stauraum, von allem befreit, was sich über Jahre angesammelt hatte: Schnäppchenkäufe, Ausgehgarderobe, abgewetzte Lieblingskleider. Wie ein Hotelzimmerschrank. Blieben nur die Schuhe.

Ruth wollte anfangen, stockte jedoch. »Das kann ich nicht. Kannst du das übernehmen?«

Sie brauchte nicht zu sagen, warum, denn Anna verstand sie. Schuhe nahmen die Form der Füße an, behielten die Abdrücke der Zehen; die schiefen Absätze gaben Aufschluss über Gang und Körperhaltung des Trägers.

»Sicher, lass mich mal.«



Linda Newbery

Der Tag, an dem Rose verschwand

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0497-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Es geschah um Viertel nach zwei an einem Mittwochnachmittag ...

Als Anna sich an einem heißen Sommertag auf den Weg in die Stadt macht, genießt Rose die Sonne im Garten. Anna ahnt nicht, dass sie ihre Schwester zum letzten Mal gesehen hat.

Zwanzig Jahre später fällt es Anna schwer, in die Zukunft zu blicken, da doch Rose immer nur Vergangenheit sein wird. Auch ihre Mutter, die schon einmal einen geliebten Menschen verlor, scheint mit der Tragödie nicht abgeschlossen zu haben – und ein Geheimnis zu verbergen ... Was ist damals in den 60ern passiert? Und wer ist Rosanna, von der sie immer wieder spricht?

Eine berührende Geschichte über Mütter und Töchter, über Schwestern und über die Geheimnisse, die wir in uns tragen.